

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Des Hinkenden Boten Standrede über die schwarze Kunst

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Des Hinkenden Boten Standrede über die schwarze Kunst.

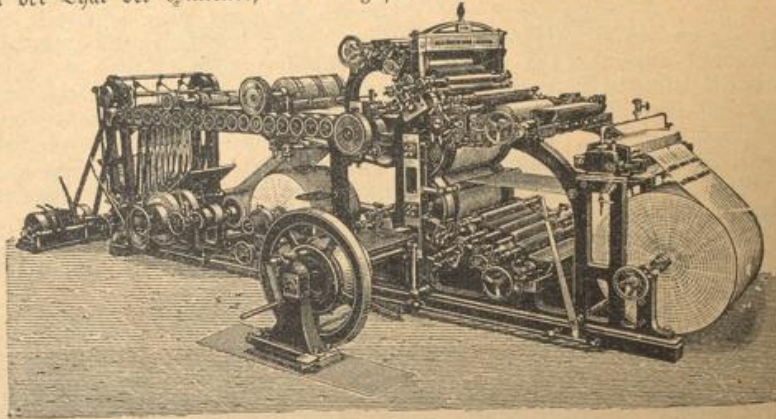


Wenn mich nicht alles täuscht, so ist das dem Lehrer Hinkenden sein Schäslein, das dort die Landstraße herkommt," jagte an einem Herbstabend des Jahres 1901 der Löwenwirt von Vietingheim, der unter der Hausthüre stand und sein Pfeifelein rauchte.

"Was gilt's, der Hinkende will uns einen Besuch machen; lang genug ist's her, daß er das

letzte Mal da war."

Es war in der That der Hinkende, der einige Minuten später aus dem Schäslein stieg, oder richtiger gesagt, sprang; denn an Nüchternheit nimmt es der Hundertjährige noch mit einem Sechziger auf), und unterm Arm hatte er ein Päcklein: den neuen Kalender,

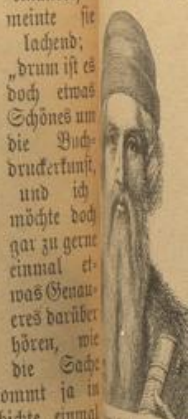


Rotationsmaschine aus der Maschinenfabrik Augsburg, auf der Herr J. S. Geiger zu Lehr die Kalenderbogen in zwei Farben auf einmal druckt.

der dem Löwenwirt und seinen Stammgästen zugebacht war, welche letztere sich bald vollzählig eingefunden hatten, und neugierig steckte bald jedes die Nase in das Heftlein. — "Da ist ja auch die Standrede, die Ihr uns letztes Jahr über den Schnaps gehalten habt, und ich komme auch darin vor," meinte die Löwenwirtin belustigt. — "Auch mein Gutachten über den Alkohol finde ich hier,"

meinte mit der Würde eines Professors der Herr "Medizinalrat" Peter. — "Ihr seht jetzt aus wie ein Landtagsabgeordneter, der seine erste Rede in der Landeszeitung gedruckt findet; hoffentlich macht die Standrede Euch mehr Freude als dem Bürgermeister von Finsterlingen einst seine Jungferrede." — "Wie war denn die?" fragte die Löwenwirtin neugierig, und der Hinkende erzählte: "Der Bürgermeister von Finsterlingen hatte nämlich in den ganzen langen Verhandlungen noch nie den Mund aufgethan, und seine Kollegen hätten ihn doch gar zu gerne einmal reden gehört. Deshalb war es eine große Ueberraschung für sie, als eines schönen Tages kurz vor Schluß des Landtags der Herr Bürgermeister sich doch noch an den Vorsitzenden wendete mit der üblichen Redeformel: 'Ich bitte ums Wort.' Tiefe Stille und eine atemlose Spannung herrschten auf einmal im Saale, als der Herr Bürgermeister

nun nach kurzem Räuspern die denkwürdigen Worte sprach: 'Ich wollte mir nur erlauben anzufragen, ob da vorn das Fenster nicht zugemacht werden könnte, . . . es zieht so!'" — Alle lachten, und die Löwenwirtin sagte nach einer Weile: "Was hier in der Standrede steht, das haben wir ja schon alles aus Eurem Munde vernommen, Hinkender, und doch freut es uns, es jetzt auch schwarz auf weiß zu haben. Wie wolltet Ihr es aber machen, daß alle die Hunderttausende, die heute Guern Kalender lesen, etwas davon erfahren, wenn's noch keine Buchdrucker gäbe? Es können doch nicht alle zu uns in den Löwen kommen, wenn ich sie auch gerne alle bewirten möchte, natürlich hübsch nacheinander," meinte sie lachend; "drum ist es doch etwas Schönes um die Buchdruckerkunst, und ich möchte doch gar zu gerne einmal etwas Genaueres darüber hören, wie die Sache



an dem man sich nicht satt sehen kann: auf der einen Seite eine ungeheuer große Rolle Papier, auf der andern die fertig gedruckten und geschnittenen Bogen; man kann die Maschine ganz allein arbeiten lassen, sich daneben legen und schlafen, und wenn man ausgeschlafen hat, so liegen Tausende von fertigen Kalenderbogen vor einem.“ — „Das ist ja wie in dem Märchen von den Heinkelmännchen,“ meinte die Löwenwirtin, „und fast nicht zu glauben.“ — „Und doch ist es so,“ sagte der Hinkende. „Wenn es Euch also recht ist, so will ich Euch von dieser „schwarzen Kunst“ erzählen, soviel ich selber davon weiß.“ — „Bravo, Hinkender, erzählen,“ rief alles wie aus einem Munde. Und der Hinkende, nachdem er sich eine frische Pfeife gestopft und angezündet hatte, begann: „In alten Zeiten hat es nur geschriebene Bücher gegeben; das war dann natürlich ein teurer Spaß, und für einen Kalenderschreiber wäre es ein Flend gemein, denn soviel Schreiber, als er gebraucht hätte, würde er wohl nicht aufgebracht haben. Die Schreiber aber waren Sklaven, worunter es auch sehr gelehrte Leute gegeben hat. Einer las das Buch, welches vervielfältigt werden sollte, vor, und eine Anzahl anderer Sklaven schrieb auf lange Rollen nach, die dann in eine Schachtel gesteckt wurden wie der Löwenwirtin ihre Pelzmuffschachtel, und das nannte man dann ein Buch.“ — „Bilder gab es da also wohl keine darin: ich möchte diese aber doch nicht gerne im Kalender vermissen,“ meinte die Löwenwirtin. „Bilder waren auch das erste, was gedruckt wurde; und was ratet Ihr, was das wohl für Bilder waren?“ — „Wohl das Konterfei vom alten Napoleon?“ meinte Peter, der Hinkende aber sagte: „Peter, Ihr seid ein Esel, ein paar hundert Jahre alter ist die Buchdruckerkunst denn doch, wie ich Euch nachher berichten werde. Nein, Spielkarten waren es.“ Der Löwenwirt lachte: „Das habe ich mir doch gleich gedacht! Die Gebetbücher sind wohl erst später erfunden worden?“ — „Die Mönche in den Klöstern betrieben die Kunst, Messbücher zu schreiben, schon früher und haben wahre Kunstwerke zustande gebracht; sie haben sich dazu aber auch hübsch

oder kurz Johannes Gutenberg genannt, gebürtig zu Mainz, der in den dreißiger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts in Strazburg, unserer Nachbarstadt, tistelte und grübelte. In seiner Vaterstadt aber hat er seine Erfindung vollendet. So etwas wie Buchdruck kannte man aber auch damals schon. In Holztafeln erhaben eingeschnittene Buchstaben stellten den Text vor; diese Tafeln wurden mit Farbe bestrichen, mit Papier bedeckt und dann abgeklatst, oder in einer Presse „gedruckt“, so daß jetzt die Schrift auf dem Papier stand. Das war schon sehr viel: aber die Sache hatte den Nachteil, daß die Tafel nur zu dem einen Text gebraucht werden konnte und für jeden andern eine neue Tafel geschnitten werden mußte, was doch sehr umständlich und kostspielig war. Da ging nun Gutenberg



„Seht Euch z. B. hier diese erste Presse an.“

hin und schnitt jeden Buchstaben einzeln, so daß man aus diesen Buchstaben, auch Typen oder Lettern genannt, beliebige Worte und damit auch beliebige Bücher zusammen „setzen“ konnte. Nun hatte er aber auch noch den geschickten Einfall, jeden Buchstaben nur einmal zu schneiden, diesen aber in Metallguß zu vervielfältigen, weil die Holzbuchstaben sich auch zu rasch abgenutzt hätten: und damit war eigentlich die Erfindung gemacht, wie sie heute noch im Gebrauch ist, wenn auch im Laufe der Zeit viel verbessert wurde, und zwar nicht nur in der Herstellung des „Satzes“, d. h. des Setzens der Lettern, sondern auch hauptsächlich in der des „Druckes“ selbst; seht Euch z. B. hier diese erste Presse an, mit dem Prügel, an dem dieser Jünger Gutenbergs die Schraube dreht, und dort die „Schnellpresse“ und „Rotationsmaschine“. Das ist doch ein kleiner Fortschritt, was? Was ich Euch noch von Gutenberg, diesem großen Wohlthäter der Menschheit, diesem Vater der modernen Aufklärung und Volksbildung, sagen kann, ist leider recht traurig. Es ging ihm wie den meisten Erfindern: andere steckten den Profit in die Tasche.“ — „Das ist das Loß des Schönen auf der Erde,“ deklamirte Peter der Barbier, wobei er ein Gesicht machte, als ob ihm selbst schon so etwas passiert wäre. „Und daß das edle Pferd den Hafer, den es wie noch nie ein anderes vor ihm verdient hätte, nicht erhielt, dafür sorgte ein gewisser Johannes Rüst, der dem mittellosen Gutenberg das Geld vorgeschossen hatte. . . .“ „Aha,“ meinte der Knöpflebauer, der neulich wieder einmal wegen einer Hypothek in der Stadt war, „gab es damals auch schon solche Raiben?“ — „Wie es scheint, ja,“ bestätigte der Hinkende. „Er brachte



Johannes Gutenberg.

Zeit gelassen, und die haben sie ja auch gehabt. Nun hat vor fast fünf hundert Jahren einmal ein Mann darüber nachgedacht, wie man sich diese zeitraubende Schreiberei ersparen, die Bücher zahlreicher, und was die Hauptsache ist, billiger machen könnte. Dieser Mann hieß Johannes Gensfleisch zum guten Berg

auch seinen Schwiegersohn Peter Schöffler in das "Geschäft". Und als die beiden Ehrenmänner dem Gutenbergs alles abgeguckt hatten und ihn im Geschäft nicht weiter brauchten, jagten sie zu ihm: "Guter Freund, die Zeiten sind schlecht; wir haben



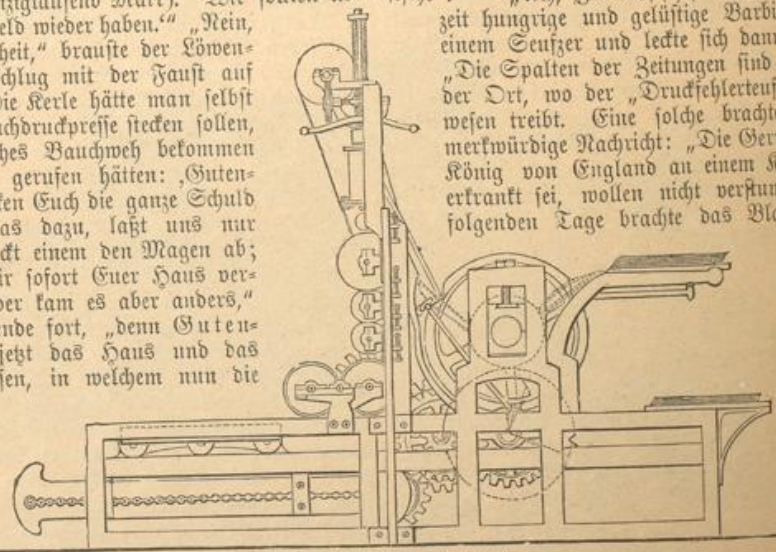
"Nein, so eine Gemeinheit," brauste der Löwenwirt auf.

Euch vor so und so viel Jahren so und so viel tausend Gulden geliehen (es waren genauer gesagt zweitausendundzwanzig Gulden, nach heutigem Geldwert etwa zwanzigtausend Mark). Wir sollten notwendig unser Geld wieder haben." "Nein, so eine Gemeinheit," brauste der Löwenwirt auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. "Die Kerle hätte man selbst zwischen die Buchdruckpresse stecken sollen, bis sie ein solches Bauchweh bekommen hätten, daß sie gerufen hätten: Gutenbergs, wir schenken Euch die ganze Schuld und noch etwas dazu, laßt uns nur heraus, es drückt einem den Magen ab; auch wollen wir sofort Euer Haus verlassen." "Leider kam es aber anders," fuhr der Hinkende fort, "denn Gutenbergs mußte jetzt das Haus und das Geschäft verlassen, in welchem nun die beiden Gutedel Herr und Meister waren.

Zwar gelang es Gutenbergs mit Hilfe des Mainzer Notars Humery, eine neue eigene Druckerei zu gründen, die aber nicht so leistungsfähig war wie die seiner sauberen Freunde. Und wahrscheinlich ist er auch arm gestorben; Ort und Tag seines Todes sind nicht bekannt worden." "Hinkender,

hört!" sagte der Löwenwirt, "von dem Manne ver-schafft Ihr mir ein gutes Bild, ich will es mich zehn Mark kosten lassen. Das hänge ich hier in die Einsegnung, und jedem, der's hören will, werde ich die Geschichte erzählen. Es ist doch eine riesige Gemeinheit." Er hatte einen ganz roten Kopf bekommen. "Seine Erfindung aber," fuhr der Hinkende fort, "die von Just und Schöffler sowie auch von ihm selbst geheim gehalten worden war, ist nach dem Ueberfalle und der Verwüstung der Stadt Mainz, die der Bischof von Mainz im Jahre 1462 verübte, durch die Druckereiarbeiter in alle Welt verbreitet worden, zum unermesslichen Nutzen der ganzen Menschheit. Und wenn es Euch nun recht ist, so begleitet mich einmal in Gedanken in eine Buchdruckerei, wie sie ja jetzt schon in jedem Landstädtchen zu finden ist. Da steht das muntere Völklein der Setzer an seinen Kästen, in welchen, in kleinen Fächern untergebracht, die vierundzwanzig "Bleisoldaten" aufbewahrt werden. Die fliegen rein und raus, es sieht fast aus, wie wenn der Knopflebener sein Korn sät. Da reißt sich im "Winkelhaken" Letter an Letter, Wort an Wort, Satz an Satz, mit und ohne Fehler, meist aber mit Fehlern, wofür der Setzer merkwürdige Namen hat; hat er ein Wort aus Versehen weggelassen, so nennt er dies Unglück eine "Leiche", hat er aber unndügerweise ein Wort zweimal gesetzt statt nur einmal, so nennt er's eine "Hochzeit". Fällt ihm aber der ganze Satz auseinander, so daß die Buchstaben wie Kraut und Rüben durcheinander liegen, so sind das nun "Zwiebelfische".

"Ach, Zwiebelfische," murmelte der allezeit hungrige und gelüstige Barbier Peter mit einem Seufzer und leckte sich dann die Lippen. "Die Spalten der Zeitungen sind hauptsächlich der Ort, wo der "Druckfehlerteufel" sein Unwesen treibt. Eine solche brachte neulich die merkwürdige Nachricht: "Die Gerüchte, daß der König von England an einem Kahlkopfleiden erkrankt sei, wollen nicht verkümmen." Am folgenden Tage brachte das Blatt jedoch die



Königs erste Cylinderschnellpresse.

"Kahlkopfleiden". — Dann kommt der Herr "Metteur" und teilt den Satz in das richtige Format ein, worauf dieser dem Drucker übergeben wird, der denselben in die "Maschine" hebt. Und nun wollen wir uns diese "Maschine", die Schnellpresse,

beruhigende Mitteilung... Ein unliebsamer Druckfehler hat sich in unsere gestrige Nummer eingeschlichen. Statt "Kahlkopfleiden" muß es natürlich heißen: "Kahlkopfleiden".

einmal ansehen. Da rutscht nun die aus Hunderten und Tausenden von Lettern zusammengesetzte Tafel hin und her, oder man hat den Satz auf eine Walze umgegossen, die sich wie ein Mühlrad dreht und über der das Papier hinzieht wie ein langes Handtuch; das ist die Notationsmaschine. Der Mann aber, der die Schnellpresse erfand, kann auch ein Liedlein singen von der Gemeinheit der Menschen, denn es ist ihm nicht viel besser ergangen als seinem Kollegen Gutenberg. Dieser Mann hieß Friedrich König, geboren in der Lutherstadt Eisleben im Jahre 1774. Er machte seine Erfindung in England, und ein Engländer war es auch, der ihn über den Köffel barbierte, Bensley hieß der edle Menschenfreund. Dem baute er die erste „Cylinderdruckmaschine“. Statt der alten Holzpresse, wie sie jeder Delmüller hat, wurde hier zum erstenmal eine eiserne Walze dazu verwendet, um das Papier gegen die Lettern zu drücken. Das war im Jahre 1810. Dieser Bensley, ein richtiger Engländer, war in sam genug, einen englischen Maschinenbauer zu veranlassen, ebensolche Schnellpressen zu bauen, indem er ihm die Sache schön auseinanderlegte und sich den Teufel um Königs Patent kümmerte. König ging nun wieder nach Deutschland zurück, wo er mit seinem Freunde Bauer in dem ehemaligen Kloster Oberzell bei Würzburg die erste, noch heute in hoher Blüte stehende Schnellpressenfabrik gründete. Königs erste Schnellpresse konnte schon über tausend Drucke in einer Stunde liefern: die moderne Notationsmaschine dagegen druckt bis zu 96000 vierseitige Zeitungen in der Stunde und fällt sie noch so nebenher! — Neuerdings giebt es auch schon Schmaschinen. Da sitzt der Herr Seher vor einem kleinen Klavier, spielt auf den Tasten und preßt die „Washingtonpost“ dazu, wenn er sie kann, und mittlerweile reißt sich Letter an Letter, oder vielmehr eine Letternquäform (Matrize) an die andere, die dann ausgegossen werden, und der Schriftsatz ist fertig. Aber sowohl das Sieben, als nachher auch das Ablegen und überhaupt alle Einrichtungen, die früher von Hand gemacht werden mußten, macht diese Maschine, die also ein wahres Wunderwerk ist, und wenn die Herren Herrenrichter des Mittelalters den Erfinder, der Ottomar Mergenthaler hieß und in Cincinnati wohnte, in ihre plumpen, dummen Hüten bekommen hätten, dann wäre es ihm wohl noch schlimmer gegangen als dem armen Gutenberg. . . Der Frühling echten Menschentums ist angebrochen mit der Erfindung der Buchdruckerkunst; möge der Herbst ein gesegneter sein.“ — Damit schloß der Hinkende seine Staudrede, denn es war spät geworden und der Rappe scharfte ungeduldig vor dem Hofthor. „Vergeßt mir den Gutenberg nicht,“ rief nach vielen Dankesworten noch der Löwenwirt dem Davonfahrenden nach: er meinte natürlich das Bild, um welches er den Hinkenden gebeten hatte. Der Hinkende aber ruft ebenfalls allen seinen Lesern zu: „Vergeßt mir den Gutenberg nicht!“ Er meint dies aber anders und zwar so: Vergeßt nicht, daß es Gedrucktes in der Welt giebt. Lest

zum ersten gute Bücher, in denen alles steht, was nur jemals gezeigte Männer erdacht haben; lest zum zweiten aber auch gute Zeitungen, damit Ihr wißt, wie es in der Welt ausschaut und Ihr zur rechten Zeit ein passend Wörtel mitreden könnt. Zum dritten aber lest Euern Kalender und beherzigt, was Euch des Gutenbergs Nachfolger Jahr für Jahr da hineindruckt. Es wird Euer Schaden nicht sein!

Es hat alles seinen Grund.



ie taugen alle nichts, die Männer, ohne Ausnahme! Sie treiben nur ihr falsches Spiel mit uns. Drum hüte dich, Bärbel, steh keinem Red' — geh deines Weges und schau nicht rechts noch links, aber auch nicht gradaus, wenn dir so ein junger Burfsche in

den Weg kommt. Denk dir, das geht dich nichts an, 's hat alles seinen guten Grund. Haffe die Männer, die jungen Männer!“

So sprach Mutter Gertraud oftmals und auch heute wieder zu ihrem hübschen Mädchen, dem Bärbel. Dieses konnte mit seinen achtzehn Jahren und seinem hübschen Gesichtchen allerdings das strenge Urteil der Mutter nicht begreifen und erlaubte sich einige Einwendungen zu machen.

„Aber Mutter, der Vater war doch auch einmal ein junger Mann,“ meinte sie.

„Ja, ja, das hat allerdings seine Richtigkeit,“ erwiderte die Mutter etwas verlegen, „aber — aber — den hab' ich auch nur aus Haß geheiratet, aus Aerger über meinen ersten Bräutigam, der mich schmählich verlassen hat. Doch, das geht dich nichts an, — 's hat alles seinen Grund.“

„Dein erster Bräutigam war der Schloßbauer, der Vater des Tonerl, das weiß ich ja längst.“

„Das geht dich nichts an!“ rief die Mutter streng. „Aber weil davon die Rede ist,“ fuhr sie dann gelassener fort, „so sag' ich nicht Nein; es ist der Vater des — wie hast gesagt — Tonerl? Das war von jeher ein böser Bub, der immer zu uns kommen und mit dir spielen wollte. Aber ich hab' mir einen Dänsziemer angeschafft und ihn jedesmal davongejagt. Ich will nichts um mich haben,